

Michael Braun

»Ich misstrauere jedem Satz, der einen Punkt hat « - Mutmaßungen über die Poetik des Zweifels

Eine Laudatio auf Kurt Drawert, anlässlich der Verleihung des Georg-Christoph-Lichtenberg-Preises

Wenn ich heute Abend hier in der Georg-Christoph Lichtenberg-Schule einige Anmerkungen zu Kurt Drawert vortrage, dann spreche ich nicht nur über einen Schriftsteller und sein fulminantes Werk, sondern auch über einen Freund. Einen Freund, der immer, wenn ich ihn getroffen habe, eine Grundfigur seines Lebens und Schreibens in unseren Austausch hineingetragen und ihn dadurch belebt hat: kein schnelles Einverständnis, keine Gewissheiten, keine weltanschaulichen Routinen, keine ideologisch antrainierten Positionen waren von ihm zu hören, sondern immer nur ein leidenschaftlich befeuerter Zweifel, ein tiefer, fundamentaler Zweifel an der Gültigkeit der Sprache und des Sprechens, ein Zweifel, der die Wörter und die damit bezeichneten Dinge in Frage stellt, ein Zweifel, der gewissermaßen auf den Widerstand der Sprache gegen sich selbst vertraut, auf das sprachkritische, skeptische Prüfen der Energiefelder eines Textes, ja jedes einzelnen Wortes. Diesen poetischen Modus des Sprachzweifels finden wir von Anfang an im Werk von Kurt Drawert, auch in seinem lyrischen Debütbuch „Zweite Inventur“, das vor 35 Jahren im Berliner Aufbau Verlag erschien. Und dieser Zweifel verfeinert und radikalisiert sich in den folgenden Gedichtbänden und Romanen immer weiter, bis hin zur erzählerischen Suchbewegung des im vergangenen Jahr publizierten Romans „Dresden. Die zweite Zeit“.

Wenn ich nun wie der Erzähler seines Romans „Dresden. Die zweite Zeit“ an den biografischen und literarischen Ursprung zurückkehre, an den Anfang seines Schreibens, dann wird sichtbar, dass dieser zweifelnde Schriftsteller, der Kurt Drawert schon immer war, von Beginn an einen wichtigen Begleiter hatte, dem er seine Skepsis verdankt. Es ist jener Engel der Geschichte, wie ihn Paul Klee gemalt und wie ihn der

Kulturphilosoph Walter Benjamin beschrieben hat. Der Engel der Geschichte, wie ihn Benjamin beschreibt, hat „das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.“ In einem Motto für seine Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ zitiert Benjamin ein Gedicht seines Freundes, des Religionsphilosophen Gershom Scholem: „Mein Flügel ist zum Schwung bereit/ *ich kehrte gerne zurück.*/ denn blieb ich auch lebendige Zeit/ ich hätte wenig Glück.“

Als Kurt Drawert im Sommer 2018 seine Wohnung im Olbrichweg in Darmstadt verließ, um in Dresden für ein paar Monate das Amt des Stadtschreibers zu übernehmen, kam es zu einer sehr schwierigen Wiederbegegnung mit seiner Heimatstadt – einer Wiederbegegnung mit weitreichenden Folgen. Der Flügel des Engels war auch bei Kurt Drawerts Rückkehr nach Dresden „zum Schwung bereit“; aber die Stadtgesellschaft stemmte sich mit allen denkbaren Misstrauenskräften dem verlorenen Sohn entgegen. Denn die Stadt, in die Drawert 1967 als Kind gekommen war, erweist sich nun als vermintes Gelände, besiedelt von reizbaren Bürgern.

„Dresden. Die zweite Zeit“ ist ein verstörendes Buch, das Selbstporträt eines Schriftstellers, der in die Abgründe der eigenen Familiengeschichte und einer politisch erregten Stadtgesellschaft blickt und schließlich „im Loch im Gewebe der Existenz“ zu verschwinden droht. Der Engel der Geschichte hat wenig Glück. Er scheitert an den Administratoren der Geschichte – wie auch schon jenes Luftgeschöpf, das uns im ersten Gedichtbuch von Kurt begegnet, und zwar im Gedicht „Projektion“. Interessanterweise hat der Dichter dieses Gedicht nicht in seine spätere große Auswahlammlung „Idylle, rückwärts“ aufgenommen. Zu Unrecht, finde ich. Denn hier, in diesem Gedicht aus dem Jahr 1984, sind in konzentrierter Form jene Figuren der Paradoxie und der Spiegelung enthalten, die sein gesamtes Werk prägen werden.

Projektion

Oder bin das schon ich,
das da, der da
fliegt, das Gefieder

allmählich verlierend,
zwischen Glaswand

und Glaswand,
Gestern und Morgen,
Wiege und Bahre,
von mir fort zu mir
hin von mir fort,

und das Hirn
immer noch schlagend
gegen die sechsfach
gleichen Scheiben,
hinter denen

das Ersehnte
auch nicht beginnt,

aus der Sicht
von hier draußen.

Der da an die Scheibe schlägt, dieser Vogel mit dem allmählich zerzausten und immer mehr schrumpfenden Gefieder, ist eine Projektionsfigur des Dichters selbst, der an der Glaswand der Existenz abprallt, in einer ewigen Suchbewegung, die aber weder von innen noch von außen das „Ersehnte“ erreicht, der die Spanne seiner Existenz damit verbringt, immer wieder den zum Schwung bereiten Flügel zu aktivieren, um in einem neuen Anlauf dem „Ersehnten“ zumindest näherzukommen. Ganz am Anfang, in den 1980er Jahren, als Kurt Drawert eine Zeitlang an der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden arbeitete und mit dem Schreiben begann, erlebte er zumindest für einige Augenblicke jene „beste, schönste Zeit“ für einen Schriftsteller, wenn alles noch vor

ihm liegt und er mutig zu sprechen anhebt, und zwar, wie er es in seinem „Dresden“-Buch darstellt, „nur mit der Sprache, die mit Dir spricht“.

Rund vierzig Jahre später, als der Schriftsteller Drawert für einige Monate nach Dresden zurückkehrt, hat sich der Ausgangspunkt für das Schreiben grundlegend verändert, ist er von der ambivalenten Produktivkraft des Zweifels wie gelähmt, und er hält im Rückblick auf sein Vaterbuch *Spiegelland* aus dem Jahr 1992 fest: „Wie geradlinig, kompromisslos und sich seiner Sache bewusst habe ich *Spiegelland* verfasst, gelitten, geheult, aber immer auf der Suche nach Sprache und Wissen, Erkenntnis und Einsicht in die dunklen Rätsel des Lebens. Nichts davon ist geblieben. *Ich misstrauere jedem Satz, der einen Punkt hat (wie dieser).*“

Und es mag seltsam und befremdlich klingen, wenn ich hier, in meiner Lobrede auf meinen Freund Kurt Drawert, jenen Existenzpunkt als entscheidend markiere. Nur ein Schriftsteller, der immer wieder auf diesen Nullpunkt zurückgeworfen wird und der Sprache und jedem Satz, der Gestalt gewinnt, misstraut, kann zu einem gültigen Sprechen finden. Ein Schriftsteller ist jener Künstler, der dann, wenn er zu Sätzen und Formulierungen finden will, erst mal keine Wörter mehr hat. Der alles, was ihm an Sprache entgegenkommt, verwerfen muss, weil es ihm als Fertigfabrikat, als Stereotypie begegnet.

„Die Worte gehörten mir nicht“, so heißt es im Auftaktgedicht seines Debütbands „Zweite Inventur“, „kalt lagen sie unter der Zunge als/ nicht gemachte Erfahrung“. Und aus dieser Erfahrung von Fremdheit, zurückverwiesen an den Nullpunkt des Sprechens, entstehen alle Gedichte und Romane von Kurt Drawert.

Eine andere Daseinsformel für seine zwischen Ost- und Westdeutschland zerrissene Biografie hat er 2010 in einem New York-Zyklus gefunden. „Mein Land“, heißt es da, „mein Land war eine Rittmeisterpeitsche, / ein vergifteter Brunnen, Abfall vom Hund. / Ich werde es nicht mehr erwähnen, / ostdeutsch verwundet und westdeutsch / verwaltet, ich habe zu sprechen begonnen / und war sofort allein.“

Und hier wird jener Daseinspunkt berührt, der diesen Autor immer wieder in eine instabile Position bringt, an dem die Inventur einsetzt: „Ich habe zu sprechen begonnen und war sofort allein.“ So spricht einer, der die Sprache in seiner Kindheit und Jugend als Zwangssystem erlebt hat vor allem in Gestalt des herrschsüchtigen Vaters, der in der DDR ein linientreuer Polizeioffizier war und dem ängstlichen Sohn mit

Brachialgewalt die Alphabete des real existierenden Sozialismus einzuprügeln versuchte.

Jene „zweite Inventur“, die Kurt Drawert im Blick auf das berühmte Gedicht von Günter Eich bereits 1987 entwarf, ist die umfassende poetische Existenz-Inventur, die er retrospektiv und unter Maximierung von Sprachskrupeln wiederaufnimmt in seinem Buch „Dresden. Die zweite Zeit“. In einer präzise die eigenen Ambivalenzen erfassenden Prosa topografiert er in einer immer tiefer bohrenden Selbstbefragung die Erschütterungen, die sein Vater und seine Mutter in der Nachwendezeit durchlebten. Die *zweite Inventur* geht also weiter. Und diese poetische Form der *zweiten Inventur* mit ihrem akribischen Modus des Fragens und Zweifels hat Kurt Drawert auch an andere weitergereicht – und hat damit viele junge Autorinnen und Autoren und auch uns alle bereichert. Nachdem er zusammen mit seiner Frau, der Fotografin Ute Döring, 1996 nach Darmstadt gekommen war und die Wohnung in den Olbrichweg bezog, brachte er auch die Entschlossenheit mit, (mit Hilfe von Peter Benz) eine *Textwerkstatt* zu begründen. Eine *Textwerkstatt*, die nun schon ein Vierteljahrhundert besteht und mittlerweile zur ersten Adresse in Deutschland für junge begabte Autoren geworden ist, die im poetischen Austausch mit Kolleginnen und Kollegen ihre eigene Arbeit weiterentwickeln wollen. Und mittlerweile sind etliche erfolgreiche Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus dieser *Textwerkstatt* hervorgegangen, denken wir nur an in die in den vergangenen Jahren vielfach ausgezeichneten Dichterinnen und Autoren wie Silke Scheuermann, David Krause, Özlem Özgül Dündar oder Paul-Henri Campbell. Sie alle verdanken ihre gewachsene Sprachsensibilität ihrem Poesielehrer Kurt Drawert, von dem sie gelernt haben, die sprachkritische Sicht auf die Welt auch auf die eigenen Texte anzuwenden.

„An nichts muss man mehr zweifeln als an Sätzen, die Mode geworden sind“, hat der Namensgeber dieses Preises, der ketzerisch aufgelegte Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg einmal gesagt. In dem Dichter, Essayisten und Erzähler Kurt Drawert haben wir einen Autor vor uns, der die Tradition des Sprachzweifels ohne falsche Harmonisierungen weiter radikalisiert hat.

Lieber Kurt, ich gratuliere Dir ganz herzlich zum Georg-Christoph-Lichtenberg-Preis.